



# Schwarzwälder Sonntagsblatt

Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nr. 43

Anzeigenpreis: Die einspaltige Zeile 20 Pfg., die Reklamezeile 50 Pfg.

Altensteig, Sonntag den 28. Dezember

Bezugspreis im Monat 50 Pfennig Die Einzelnummer . . 15 Pfennig

1924.

## Zum Sonntag

In den Wintermonaten muß man die Sonnenstrahlen ausnützen und weil sie so selten sind, muß man sie doppelt genießen. Greise und Kinder freuen sich des wärmenden Sonnenscheins ganz besonders; aber auch wir andern alle möchten gerne von den kurzen Sonnenstunden etwas haben. Sonne bringt Gesundheit und Licht und Leben. Was lange ohne Sonne bleiben muß, wehlt dahin. Auch unser Inneres verlangt nach Sonnenkraft und Sonnenwirkung. Es ist die Leuchtkraft des ewigen Lichts, die unser Herz erwärmt und alles innere Leben befruchtet. Lasset uns in unserer winterharten Zeit, die der Lichtblinde so sehr ermangelt, diese Strahlen aus der Ewigkeit umso sorgfamer beachten und umso freudiger aufnehmen. S. F.

### Ein Abendlied.

Es ist so still geworden,  
Verraucht des Abends Weh'n,  
Nun hört man aller Orten  
Der Engel Flügel geh'n;  
Kings in die Tale lenket  
Sich Finsternis mit Macht —  
Wirf ab, Herz, was dich kränket  
Und was dir bange macht!

Es ruht die Welt im Schweigen,  
Ihr Tosen ist vorbei,  
Stumm ihrer Freude Reigen  
Und stumm ihr Schmerzenschrei.  
Hat Rosen sie gesendet,  
Hat Dornen sie gebracht —  
Wirf ab, Herz, was dich kränket  
Und was dir bange macht!

Und hast du heut' gesehlet,  
O schau nicht zurück;  
Empfinde dich beselet  
Von freier Gnade Glück!  
Auch des Verirrten denket  
Der Hirt' auf hoher Nacht —  
Wirf ab, Herz, was dich kränket  
Und was dir bange macht!

Nun steh'n im Himmelstreife  
Die Stern' in Majestät;  
In gleichem festen Gleise  
Der gold'ne Wagen geht.  
Und gleich den Sternen lenket  
Er deinen Pfad durch Nacht —  
Wirf ab, Herz, was dich kränket  
Und was dir bange macht!

Gottfried Kinkel.

## Der Tempel brennt.

In dem bei Herder (Freiburg i. Br.) erscheinenden Roman von J. Spillmann: „Lucius Flavius“ wird ein wahrhaft erschütterndes Gemälde vom Untergang des Judentums unter dem römischen Kaiser Titus entworfen. Wir bringen nachstehend daraus eine Episode von der Tempelzerstörung. Das zweibändige Werk kostet gebunden 6.50 G.M. und ist zu haben in der W. Kiepersohn'schen Buchhandlung in Altensteig.

Es war in der Morgenfrühe des 17. Juli 70, daß den Römern der Handstreich auf die Burg Antonia glückte, und am gleichen Morgen unterblieb zum erstenmal das tägliche Opfer. Als Titus die Bresche erweitert und die Mauern der Burg niedergelegt hatte, folgten sich nun Tag für Tag die blutigsten Kämpfe, in denen römische Tapferkeit mit der Verzweiflung der Juden rang. Weil der Feldherr nicht sein ganzes Heer in den Kampf führen konnte, hatte er aus jeder Kohorte die 30 erprobtesten Krieger ausgehoben und daraus eine ganz erlesene Streitergarde gebildet. Der neue Legat Lucius hat, dieselbe zum Sturme führen zu dürfen. Allein Titus antwortete ihm, er habe seine Tapferkeit hinlänglich erprobt und wolle sein Leben nicht ohne Not noch einmal preisgeben. „Ueberdies“, fügte er halb scherzend bei, „könntest du zur Erfüllung der christlichen Prophezeiung beitragen und die Brandfackel in den Tempel schleudern wollen.“ Sehr

einst entgegnete darauf Lucius, er würde das als einen Frevel betrachten. Aber es blieb bei der Anordnung des Titus, und der tapfere Cerealis übernahm den Befehl der Sturmkolonne....

Einer der wildesten Kämpfe der ganzen Belagerung folgte. Wie eine Mauer standen die Römer Schulter an Schulter und wichen dem ersten Anprall nicht; rings um den Tempel Schwertschlag und Schlachtruf. Titus leitete von der Antonia aus den Kampf. Reiterei sandte er dem weichenenden Fußvolk zu Hilfe. Da zog sich Ben Gioras (Führer der Juden) auf das Ostportal zurück. Sobald aber Titus die Reiter abrief, brach er abermals, diesmal einen gewaltigen Keil bildend, in wildem Anlauf vor und schlug sich über Haufen von Leichen nach Süden und Westen zur Brücke durch, die den Tempelberg mit der Oberstadt verband. Johannes von Gischala und viele der freitbaren Männer hatten sich ihm angeschlossen, während Tausende ihr Schicksal von dem des Tempels nicht trennen wollten, und Tausende, von den Römern abgeschnitten, die Brücke nicht mehr erreichen konnten.

Hinter dem abziehenden Feinde her erstürmten die Kohorten jetzt das Ostportal des Tempels, das berühmte korinthische Tor, und drangen mordend in das Innere ein. Kein Unterschied des Alters oder des Geschlechts wurde von den durch den äußersten Widerstand erbitterten Römern mehr gemacht; alles wurde niedergeböhnt.

Und während von Osten her der Würgengel seinen Einzug in den Tempel hielt, drang im Norden das Feuer ein. Dort waren noch immer Soldaten beschäftigt, die Brände zu löschen, welche eines der silbernen Tore geöffnet hatten. Als nun durch das korinthische Tor die Kohorten den Tempel erstürmten, machten die Juden, von Verzweiflung getrieben, über die noch glühenden Trümmer hinweg einen Ausfall auf die Löschen. Mit Mühe wurden sie zurückgeschlagen. Da sagte einer der Soldaten, „als Werkzeug des göttlichen Zornes“, wie Flavius Josephus schreibt, „ein brennendes Scheit und warf es, von einem Kameraden emporgehoben, durch ein Oberlicht der goldenen Türe, welche auf der Nordseite nach den Gemächern neben dem Allerheiligsten führte“. Der Brand scheint auf den Holzvorrat gefallen zu sein, der dort für den Brandopferaltar aufgeschichtet lag, oder muß sonst reichlichen Zündstoff gefunden haben. Denn gewaltig loderten die Flammen sofort auf, und mit lautem Jammergeschrei stürzten die Juden, ihres Lebens nicht achtend, herzu, um den Tempel zu retten.

Es war in der Mittagshöhe des 10. August. Eilboten meldeten Titus, der Tempel brenne. Auf diese Nachricht lief er mit dem Legaten Lucius und den übrigen Führern zum Tempel. Teils von Neugierde, teils von Beuteluft getrieben, folgte vom Heer, was nicht durch den Dienst an feste Posten gebunden war.

„Es wird irgend ein Nebengebäude brennen“, sagte der Feldherr zu Lucius. „Die Riesenmauern des Tempels selbst fangen so rasch nicht Feuer. Es muß sich noch Löschen lassen.“

„Du wirst umsonst alles aufbieten, um das Wort des Herrn Lügen zu strafen“, antwortete Lucius.

Die Hallen brannten, als man den Tempelplatz erreichte, und auf der Nordseite des Heiligtums sah man Rauch und Flammen aufsteigen. Der Tempel selbst stand noch in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit. „Laßt die Leute Ketten bilden bis zum Teiche auf der Nordseite“, befahl Titus. „Es muß gelöscht werden, ich will es!“

Doch der Lärm der mordenden und plündernden Soldaten und das Todesgeschrei der Menschenmenge waren ohrenbetäubend. Allein auf das Dach der großen Königshalle, welche den Tempelplatz im Süden abschloß, hatten sich bei 6000 Weiber und Kinder gesammelt, die jetzt dem größtlichen Feuertode preisgegeben waren. Umsonst gebot Titus mit Wort und Wink Ruhe, Ordnung, Löschen. Der Lärm überdünnte alles; Kampfwut und Beutegier erfüllten die Soldaten; blinde Rache führte das Kommando. Unter den Toren entstand ein solches Gedränge, daß viele erdrückt und zertreten wurden; andere stürzten über die

noch glühenden Balken, welche das Dach der Hallen gebildet hatten und fanden im Feuer den Tod.

Mit Mühe arbeitete sich Titus zum Tempel durch und trat, über Leichen steigend, mit den Feldherren in das Innere. „Welche Pracht, welcher Reichtum!“ rief er staunend, als er von allen Mauern die Weihegeschenke, die mit Goldplatten bedeckten Wände, den riesigen Kronleuchter, die Kette über dem Eingange zum Heiligtume mit ihren mannsgroßen goldenen Trauben, den siebenarmigen Leuchter und den goldenen Tisch der Schaubrote erblickte, deren Schwere sie vor der plündernden Hand der Soldaten geschützt hatte. Und nochmals beschloß er einen letzten Versuch, den Tempel zu retten.

„Zu spät!“ sagte Cerealis. „Cäsar, siehst du dort die Flamme unter jener Türe hervorstrahlen, welche zu den Gemächern der oberen Stockwerke führt?“

„Bei Jupiter!“ während wir hier sind, müssen die Wütenden Feuer unter die Schwellen geschoben haben. Nun denn, gegen das Schicksal ringt umsonst der Sterbliche! Lucius, beinahe glaube ich, daß dein Jesus von Nazareth übermenschliches Wissen besaß.

Traurig verließ Titus den Tempel. Cerealis und Lucius brachten mit Mühe einige ihrer zuverlässigsten Leute noch eben rechtzeitig zur Stelle, um den Tisch der Schaubrote, den Rauchopferaltar und den siebenarmigen Leuchter hinauszuschaffen. Denn die Flammen hatten jetzt das Dach des Heiligtums ergriffen. Lichterlos brannten die ausgetrockneten, gewaltigen Federbalken, und das Gold, womit sie und die Dachplatten überzogen waren, hing an, in glühenden Tropfen herniederzuregen.

„Wir müssen hinaus!“ sagte der Decurio Martius. „Schade! Ich hätte ums Leben gern eine der goldenen Trauben gepflückt, welche an dem Rebstock da droben hängen.“

„Wie wolltest du hinauskommen, Kamerad?“ spottete einer seiner Soldaten. „Siebzig Ellen hoch hängt die Kette. Aber wir wollen uns die Stelle merken. Das Gold wird sich hier im Schutte wiederfinden, wenn er einmal abgeföhlt ist. Fort! fort! denn die Hitze wird unaussiehlich, und das Feuer springt jetzt auch auf das andere Dach über.“

Lucius trieb zur Eile und mahnte auch andere Soldaten, die sich von den Goldplatten der Wände noch Stücke erbeuten wollten, das brennende Gebäude zu verlassen. Manche folgten ihm nicht und fielen ihrer Goldgier zum Opfer.

Tränen im Auge, suchte Lucius durch Blut und Leichen den Ausweg aus dem Tempel. „O Herr, groß und anbetungswürdig ist die Offenbarung deiner strafenden Gerechtigkeit wie die deiner mildreichen Erbarmung!“ betete er. „Und der Brand dieses Tempels ist nur ein Vorbild des kommenden Gerichts, da der ganze Erdball in Feuer und Flammen aufgehen wird vor dem Angesichte des zürnenden Richters!“

## Eine Heilung.

Nach einer wahren Begebenheit von G. von Magenburg.

Im Kriegsjahre 1916 hatte ich für mein deutsches Vaterland im Grenzlande Böhmen verschiedene Aufträge auszuführen, und mußte zu diesem Zwecke einen längeren Aufenthalt in Eger nehmen. Die Egerländer, eine alte, echt germanische Völkerschaft, die bis zu Sachsens Grenze heran und südlich beinahe bis Pilsen das Deutschtum kräftig repräsentierten, — sie bildeten bekanntlich im Kriege die tapferste Kerntruppe Oesterreichs — nahmen mich freundlich auf. Meine Weisungen erhielt ich von Waldjassen aus, einem eineinhalb Stunden von Eger entfernten bayerischen Städtchen, mit Klausurkloster und einem herrlichen Dom und ich mußte daher wöchentlich drei- bis viermal nach Waldjassen begeben. Ich fuhr manchmal per Bahn dahin, meist aber ging ich zu Fuß durch die beide Orte verbindenden Waldungen und auf Feld- und Wiesenwegen. Zwar war es in der Winters-



zeit und da oben in diesem Hochlande manchmal grimmig kalt, doch bei der klaren, reinen, sauerstoffreichen Luft in diesen Ausläufern des Böhmerwaldes war mir dies ein wahrer Hochgenuss. So ging ich auch wieder einmal, und gerade am Morgen des Christfestes früh von Eger aus meines Weges, die Brust durch tiefes Einatmen der köstlichen Luft weit öffnend, als ich im Walde auf dem breiten Fahrwege einen Wanderer mit entzogenkommenem Fah. Es fiel mir schon von ferne aus auf, daß er mühsam seines Weges ging, öfter stehen bleiben mußte und recht unsicher auftrat. Ich nahm also an, daß ich hier vielleicht einem bedrängten Menschen irgend eine kleine Hilfe bringen könne. Und so war es auch, denn als der Mann nahe herantam, sah ich mit Erstaunen, daß er weinte! ...

Er weinte! Es schnitt mir ins Herz! Er weinte! Wenn ein Mann weint, dann sind es nicht solche Tränen, wie wir sie oft bei Frauen und Kindern sehen und wie sie manchmal fast ohne Grund fließen; nein! Männertränen werden selten, sehr selten bei kleinem Anlaß vergossen, ihnen liegen meistens schwere Ursachen zugrunde. Teilnehmend befragte ich den Mann nach seinem Kummer. Der junge Mann, höchstens 28 bis 30 Jahre alt, anständig gekleidet und von hübschem Aussehen sah Vertrauen, trotzdem sprach er offen aus, daß ich ihm doch nicht helfen könne.

„Es kommt ganz darauf an, was Sie bedrückt junger Mann,“ sagte ich. „Vielleicht hat doch ein Höherer uns zusammengeführt, er meint es sicher gut mit Ihnen, denn eine Begegnung wie die unsere, hier in der Einsamkeit weit von allem Verkehr führt unser Herrgott gewiß nicht ohne Absicht herbei.“ ...

Er erwiderte zaghaft: „Sie glauben wohl noch an Gott? Mich hat er verlassen!“

„Nein,“ sagte ich, „prüfen wird er Sie wohl, aber verlassen? Nein, das tut er nicht. Sprechen Sie offen mit mir, als stünden Sie vor Ihrer Mutter; wenn ich Ihnen nur irgend einen Dienst leisten kann, dann sind Sie an den rechten Mann gekommen.“ Der junge Mann schludzte nun nur noch mehr auf, aber plötzlich legte er seinen Arm um mich, bettete seinen Kopf an meine Schulter und brachte weinend die Worte hervor: „Ich bin ein Sünder!“

„Nun, und?“ sagte ich, „ist das ein Grund an Gott zu zweifeln? Sind nicht Tausende von Trütern noch zu braven Menschen geworden? Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, das wissen Sie doch!“ „Nein, für mich nicht. Ich will ja das Laster aufgeben, aber ich kann ja nicht. Mein Kopf, mein Magen, mein ganzer Körper, mein Geist verabscheuen das alkoholische Gift, jeden Morgen ersüßt mich der Ekel vor dem Tag und kaum ist er angebrochen, so muß ich das teuflische Zeug in mich gießen; ich kann nicht anders, der Wahn und das Drängen darnach ist übernatürlich und erst, wenn ich ein Quantum genossen habe, fühle ich mich wieder als Mensch, vorher krümme ich mich vor Verlangen und vor Gier. Nein! Ich bin nicht zu retten, ich nicht; ich muß elend zugrunde gehen. Ich weiß ja, daß ich mich selbst zerrüttele, aber eben so sicher weiß ich, daß ich ganz nutzlos und wehrlos dagegen ankämpfe.“

„Und ich,“ versetzte ich, „ich weiß, daß Sie gerettet werden!“

„Was,“ hörte er auf, „Sie halten das noch für möglich? O mein Gott, so hättest Du mich doch nicht verlassen? Aber ich glaube an nichts mehr, es ist unmöglich, den Zustand der wahn sinnigen Gier und dem heißen Verlangen des Magens nach dem Brennen des Alkohols zu widerstehen, aller fester Wille hilft da nichts, man ist dem Teufel verfallen, denn nur dieser kann die Marter dieses Zustandes hervorgerbracht haben. Und selbst jetzt, fügte er hinzu, „kann und kann ich nicht mehr, ich muß wieder einen Schluck nehmen“. Bei diesen Worten zog er eine ziemlich umfangreiche Flasche mit einer rötlichen Flüssigkeit aus der oberen Rocktasche heraus, entkorkte sie und verschlang gierig einige lange Schlucke. „Hah, wie das wohltut!“ rief er aus.

„Lassen Sie mich mal kosten!“ sagte ich und nahm ihm die Flasche ab. Kaum hatte ich ein ganz kleines Quantum in den Mund gezogen und dieses im Munde herumgeschwenkt, so mußte ich es wieder von mir geben.

„Und das schmeckt Ihnen?“ fragte ich. „Es schmeckt mir und gleichzeitig graut mir vor ihm und doch ist es mein größtes Labfal,“ erwiderte er. „Nehmen Sie mal einen Schluck,“ forderte ich ihn auf, „und spülen Sie ihn nur im Munde rund herum und Sie werden sehen, wie dieses Zeug die Schleimhäute des Rachens verbrennt, ebenso wirkt es auf die Magenwände. Auch genießt der Mensch dabei nicht etwa nur verdünnten Alkohol, sondern auch noch ein anderes größeres Gift; den Amylalkohol, und zwar entzieht dieses Gift bei der Gärung des Kartoffelspiritus als Abfall und bleibt teilweise im Schnaps enthalten. Dieses Gift verbrennt die Magenschleimhaut und erregt Husten und Entzündungen. Dieses Zeug, man nennt es Fusel, schludt der bedauernswerte Trinker hinunter, auch noch außer dem Alkoholgift.“

„Wohl weiß ich, daß ich Gift genüge,“ sprach mein neuer Freund, „doch was soll ich tun, wenn alle meine Sinne, ja Verstand und Bewußtsein schreien und drängen nach diesem einzigen Befreier von Schmerzen?“

„Nun sagen Sie mir,“ warf ich ein, „wie kommen Sie zu diesem Laster?“

„Durch Kummer. Ich war in meiner Stellung einer kraßbaren Handlung bezichtigt worden und ergab mich dem Trunke; als sich meine Unschuld herausstellte, hatte mich das Pöbel schon derart ergriffen, daß es nun zu spät ist.“

„Es ist nicht zu spät! Ich habe Sie jetzt zur Stadt zurück und werde Sie ganz nutzlos auf den rechten Weg

führen. Bedingung ist jedoch dabei, daß Sie mit und meinen Anordnungen aufs strengste Folge leisten.“ Er versprach es und wir begaben uns nach Eger in meine Wohnung. Hier hat ich ihn, mir noch mal seine Flasche zu zeigen. Es war eine solche von 200 Gramm Inhalt. „Wieviel mal er sie täglich geleert habe,“ fragte ich ihn, „fünf- bis sechsmal,“ erwiderte er. „Um Gotteswillen, das ist ja fürchterlich! Ein Liter täglich von diesem entsetzlichen Zeug, da heißt es sofort mit der Kur beginnen, von morgen früh an beginnt sie. Ich bitte um Charakterfestigkeit.“ Er versicherte mir, daß er alles ausbieten werde und versprach mir, morgen früh wiederzukommen.

Mein erstes war nun, im Schnapsgehalt in einer großen verstopften Wasserflasche 900 Gramm Schnaps von Frih's (des Trinkers) Sorte, Himbeer, zu holen. Es war fürchterliches Zeug. Ich trug diesen kostbaren Schatz nach Hause und 100 Gramm Wasser dazu und schüttelte es gut um. Am nächsten Morgen stellte sich um 6 Uhr mein Frih ein; er konnte sich bereits vor Gier nicht halten.

„So mein Freund, diese Flasche dürfen Sie heute leer trinken,“ sprach ich ihn an, „füllen Sie sich Ihr Fläschchen erstmalig ab. Ist es leer, so holen Sie sich die zweite und so fort. Kosten Sie erst mal, schmeckt's?“ „Ja, ganz vorzüglich.“

„Etwas anderes,“ sagte ich, „dürfen Sie keinesfalls trinken, sonst ist unsere Freundschaft zu Ende.“

Am zweiten, dritten und vierten Tage bekam er eben wie am ersten 900 Gramm Schnaps und 100 Gramm Wasser. Am fünften Tage konnte ich schon wagen, nur 500 Gramm Schnaps und 200 Gramm Wasser einzufüllen. An diesem Abend kam er strahlend zurück und rief mir entgegen: „Mein Wohltäter, ich habe es gemerkt! dünner! Aber es geht, es geht, es brennt immer noch sehr schön im Magen. Ich halt's aus! Heißes Dank!“ Bis zum 9. Tage blieb es nun bei 800 und 200. Dann gab es noch 5 Tage nur 700 und 300. Er hielt es aus; der Magen hatte sich schon etwas gebessert, die heiße Gier sich ein wenig verringert, der Appetit wurde besser. Nun konnten wir am 15. Tage 600 und 400 riskieren. Auch dies wurde ertragen und o Freude! Schon am 20. Tage waren wir so weit, daß halb Schnaps und halb Wasser gereicht wurde und er sich auch noch dabei behaglich fühlte. Dabei blieben wir nun zehn Tage stehen. Mein wirklich heldenhaft mit sich ringender Freund, der noch manchmal Anwendungen von Sehnsucht nach brennendem Material hatte, gab mir recht, als ich sagte: „Nichts spornst so sehr an, als der Erfolg.“ Am 30. Tage stiegen wir dann von 500 auf 400 herab und — es gelang. Beide waren wir glücklich!

Mein Frih fand den Geschmack noch ganz annehmbar und zu meiner Freude blieb sogar in der Wasserflasche ein hübscher Rest zurück. Nun stiegen wir wieder von 5 zu 5 Tagen um je 100 Gramm herab und es wurde gut vertragen. Frih war ein anderer Mensch geworden, sowohl sein körperlicher als sein seelischer Zustand näherten sich merklich dem normalen, sein Aussehen war so nett geworden, daß es eine Freude war, ihn zu betrachten. Nicht lange mehr daueret es, so kamen wir auf 100 Schnaps und 900 Wasser an und als dann 0 und 1000 Gramm erreicht waren, da wanderten zwei glückliche Menschen Arm in Arm auf die Anhöhe nahe Eger hinaus, da wo der Felsen die schöne Aussicht bietet und Frih warf die Schnapsflasche von oben herunter, daß sie zerbrach und hinterher noch einen Kranz, dadurch symbolisch bekundend, daß die Flasche entbehrlich geworden und er ein glücklicher Mann geworden sei.

Dann rechnete er zusammen, was ich für ihn an Alkoholgift ausgelegt hatte, und zahlte es mir zurück. — Ich nannte ihn einen „Prachtler“, da er nicht ein mal trotz größeren Verlangens gegen meine Gebote gehandelt habe. Gerührt drückte er mir die Hände.

Frih ist jetzt Besitzer eines bedeutenden Geschäfts in Bangkok und genießt in der dortigen Kolonie unter seinesgleichen die größte Achtung. Er schreibt mir fast jeden Monat dankbare herzliche Briefe. —

## Was alles schon da war

Von W. A. v. Ostendorff

Der Erfinder der Weckeruhr ist kein anderer als Platon, der berühmte griechische Philosoph. Er stellte die Uhr, die er „Nachtuhr“ nannte, her, indem er eine Wasseruhr mit einem Kapselheber verband. Sobald das Wasser mit der Spitze des Kapselhebers gleich hoch stand, stürzte es durch eine Röhre so plötzlich in ein unter der Uhr stehendes Gefäß, daß die hierdurch zusammengedrückte Luft aus dem Gefäß durch eine Röhrenspitze entweicht, nimmere einen starken Pfiff erzeugte. Mit dieser Weckeruhr, die auf sechs Stunden gesteuert war, rief Platon täglich um vier Uhr morgens seine Schüler zusammen. Die Wasseruhren der damaligen Zeit gingen übrigens so genau, daß die Ärzte mit ihnen sogar den Puls messen konnten.

Schon im zweiten Jahrtausend vor Christi war es im babylonischen Geschäftsleben üblich, auf wichtige Dokumente statt der Unterschrift Fingerabdrücke zu setzen und zwar hauptsächlich Abdrücke des Daumennagels in weichen Ton, der sodann gebrannt wurde. Neben den Abdrücken war natürlich immer auch der Name des Betreffenden eingetragen. Ausgrabungen im Tempel in Sippar brachten zahlreiche altbabylonische Dokumente mit solchen Abdrücken ans Tageslicht.

Die erste Spur eines elektrischen Lichtes findet sich auf einer in der Bibliothek zu Vossenhüttel aufbewahrten Handschrift der Theophrastus-Legende. Auf dem aus dem Jahre 1125 stammenden Manuskript sieht man die Zellen mit ganz kleinen Graphitstrichen linieren.

Die Inkas in Peru besaßen eine Schrift, deren Zeichen aus Schnurteilen und in Schnüre geknüpften Knoten bestand. Jeder Teil und jeder Knoten besaß seine eigene Bedeutung. Ein auf diese Weise hergestelltes Gesetzbuch der Inkas wog nicht weniger als acht Pfund. Auch bei den alten Chinesen war eine ähnliche Knotenschrift in Gebrauch.

Der Brauch, Geschäftsnotizen und dergleichen anzukündigen, war bereits bei den alten Griechen sehr verbreitet. In Delphi waren die Wände der Tempel und der Schatzhäuser stets mit Annoncen bedeckt, in denen sowohl die Geschäftleute ihre Waren, als auch Vergnügungshäuser aller Art sich ankündigten. Ebenso waren die Sockel der Säulen oft dicht beschriftet, ja selbst die Lehnen der öffentlich aufgestellten Bänke trugen fast ständig Inschriften mit allen möglichen Ankündigungen.

Ferner besaßen die alten Griechen auch schon Gefährte, an denen man, wie bei unseren Taxametern, die zurückgelegte Strecke ablesen konnte. Der um 200 v. Chr. lebende griechische Mechaniker Heron berichtet, daß die Messung dadurch erfolgte, daß die Bewegung des Wagenrades auf ein kleines, wagerecht stehendes Rädchen übertragen wurde und zwar so, daß sich das Rädchen bei jeder ganzen Umdrehung des Wagenrades um eine Achtelumdrehung vorwärts. Mit Hilfe von Zahnrädern wurden dann die Umdrehungen des Rädchens auf einen Zeiger übertragen, der den vom Wagen zurückgelegten Weg nunmehr genau angab.

Die Oelfarben sind eine Erfindung des Eiszeitmenschen, denn zahlreiche in Höhlen aus jener Zeit gefundenen Wandmalereien sind bereits mit Oelfarben ausgeführt. Hergestellt wurden diese Farben aus gestoßenem Oker, der vermutlich mit Tierfett angerieben wurde. Diese Herstellungsweise erklärt sich einestheils aus den Ueberresten der Farben selbst, die man aufgefunden hat, andernteils daraus, daß man in solchen Höhlen außer den Mörsern, die zum Stoßen der Farben und Schalen, welche zum Anreiben dienten, auch Reste von Oker entdeckte.

## Bermischtes.

§ Ein gutes Beispiel. Von einer seltenen Tat deutscher Vaterlandsliebe weiß die in deutschem Sprachgebiet erscheinende „American News“ zu berichten: Ein in England kürzlich verstorbenen Herr Max Wächter hatte seinem in Berlin lebenden Neffen und Namensvetter, dem Prof. Dr. Max Wächter eine Erbschaft von 1 Million Dollar testamentarisch vermacht. Als Bedingung für den Antritt des Erbes wurde von dem Erben verlangt, er müsse auf seine deutsche Staatsangehörigkeit verzichten und als naturalisierter britischer Untertan sich in England niederlassen. Wegen dieser Forderungen verzichtete Prof. Dr. Wächter auf sein Erbe.

Kein schlechtes Geschäft — aber ein schlechter Tropf. Bis zu 400 M an einem Tag erbeutet hat sich in München ein von auswärts gekommener 22 Jahre alter Schloffer, der sich als Kriegsblinder ausgab und zur Täuschung einen Blindenführerhund bei sich hatte. Seit Jahren treibt er sich in den Städten Deutschlands umher und mißbraucht die Mildtätigkeit der Bevölkerung. Er wurde festgenommen und nun seiner verdienten Strafe zugeführt. Seine schlechteste Tageseinnahme war 20 M.

Das Auto in Amerika. Je näher Weihnachten heranrückt, um so schwieriger und unübersichtlicher gestaltet sich der Verkehr in den Straßen in New York. Die Zahl der Automobile, die vor den großen Kaufhäusern warten, hat eine Höhe erreicht, die nicht mehr übertroffen werden kann, wenn noch ein Rest von Bewegungsfreiheit in den fast gänzlich verstopften Straßen bleiben soll. Schon können sich weder Fußgänger noch Fahrzeuge bewegen, und die Polizei ist außerstande, der Unordnung zu steuern und die Straßen freizumachen. Man hat alles Mögliche versucht, um diesem Uebelstand abzuhelfen; aber die Automobile nehmen derart zu, daß alle Maßnahmen der Verkehrspolizei zur Wirkungslosigkeit verurteilt sind. Ein Fußgänger muß mindestens drei Minuten warten, bis er es wagen kann, den Bürgersteig zu verlassen und die andere Seite zu erreichen. Auch die Autobesitzer klagen lebhaft über die beispiellose Ueberfüllung der Straßen. Es gibt häufig Zusammenstöße, und es wird versichert, daß die häufigen Reparationskosten schon längst den ganzen Kaufpreis der Automobile übersteigen.

Begierbild



Wo ist der Hase?

Bilberbüchel



67-48-910-41-23-2-45

67-48-910-41-23-2-45

